

Inhalt

EINLEITUNG ZU DEN MÄRCHEN	7
DER KLEINE FISCH	10
DER GLÜCKSPFENNIG	19
DIE DREI LANDSTREICHER	32
UNTERM KASTANIENBAUM	52
GOLDLÖCKCHEN	90
DIE ROSENPRINZESSIN	99
VOM HUND, WOLF UND FUCHS	110
DER HERR DES HOFES	119
DAS MÜLLERKÄTZCHEN	126
IM PARK	136
DIE SCHWARZEN EDELSTEINE	155
DER SCHMIED	158
DER GARTENZWERG	173
DAS HAUS IM FELD	192
DAS VERWUNSCHENE SCHLOSS	197
DER EFEU	213
DE PRAOHLHANS	218
DIE ROSE	222
LE CHÂTEAU BIEN-AIMÉ	225

Einleitung zu den Märchen

Was sind sie eigentlich? Jedes Volk besitzt sie. Sie sind eine der ältesten Literaturgattungen, die die Menschheit besitzt und umfassen nahezu das gesamte Spektrum menschlicher Vorstellungen und Beziehungen. Ein wesentlicher Zug an ihnen ist der, dass sie der menschlichen Fantasie freien Lauf und Entfaltung gewähren. Die unmöglichsten Dinge kommen in ihnen vor: Pflanzen und Tiere können sprechen. Entfernungen spielen keine Rolle. Verwandlungen in Tiere und Pflanzen finden statt. Tote Materie wird belebt usw. Gerade die letztgenannten Dinge haben bei uns aufgeklärten Menschen Kritik hervorgerufen. »Erzähl' mir keine Märchen«, sagen wir häufig und rücken so die Märchen in die Nähe von Lügengeschichten à la Münchhausen. Gerade in den letzten 100 Jahren haben sich die Märchen diesen Vorwurf des Unwahren gefallen lassen müssen und sind dadurch stark abgewertet, ja sogar verächtlich gemacht worden. Wer glaubt heute noch an Märchen? Bestenfalls Kinderkram.

Und genau an diesem Punkt müssen wir wieder umdenken, ob wir wollen oder nicht; denn es hat sich neuerdings herausgestellt, dass er sehr viele – nicht alle – der in ihnen vorgestellten Dinge und Personen tatsächlich gibt, so u. a. Feen, Elfen, Zwerge, Gnome, Kobolde, Schratte, das sind haarige Waldgeister, Trolle, Najaden, Undinen, Nixen, Salamander (Feurigeister), Sylphen (Luftgeister), Baumgeister usw. Alle sind wirklich vorhanden und keine Fantasiegestalten. Des Weiteren: Entfernungen und Geschwindigkeiten spielen bei ihnen keine Rolle. Verwandlungen sind möglich. Es gibt die Todesfeen (banshees), die den Tod eines Menschen voraussagen, der dann wirklich eintritt. Das berühmt-berüchtigte Irreführen von Menschen ist ihnen möglich, ferner das Herbeischaffen von Geld bzw. das Verschwindenlassen oder auch das Hindurchgehen durch

geschlossene Fenster, Türen oder auch durch Wände, das Erteilen von sicher eintreffenden Ratschlägen usw. Alle diese Dinge sind mittlerweile hundertfach bezeugt.

Ich zitiere jetzt einmal aus dem Buch »Wahre Erlebnisse mit Elfen und Zwergen« von Marjorie Johnson. Dort heißt es: »Diese Buch enthält die verblüffendsten und am genauesten belegten Erfahrungsberichte von zahllosen Menschen aus aller Welt. Menschen, die teilweise schockiert waren über das, was ihnen widerfuhr. Menschen, die zuvor die Existenz von Elfen oder Zwergen ins Reich der Fabeln und Märchen verwiesen hatten, mussten sich nach ihren geradezu unglaublichen Erlebnissen eingestehen – Naturgeister gibt es tatsächlich!«

Wie aber kommt es, dass die allermeisten Menschen noch nie eine Begegnung mit ihnen gehabt oder sie überhaupt zu Gesicht bekommen haben? Alle diese Geister leben auf einer anderen Ebene als wir Menschen. Während wir auf der materiellen Ebene leben, leben sie auf einer, die zwischen unserer und der astralen Ebene liegt. Zeigen oder bewegen sie sich mal auf unserer Ebene, so können sie sich nach Belieben blitzschnell »entmaterialisieren« und wie gesagt durch Fenster, geschlossene Türen und durch Wände verschwinden. Dies lässt darauf schließen, dass es nichts Festes gibt, weder Holz, Steine, Metalle oder überhaupt unsere Materie, sonst wären diese Dinge schlechterdings nicht möglich. Unsere Augen nehmen jedoch nur eine begrenzte Schwingungszahl auf. Viele Leute weigern sich, an Naturgeister zu glauben, weil sie sie nicht sehen können. In Wirklichkeit sind auch wir unsichtbarer Geist und können uns nur deshalb gegenseitig sehen, weil wir uns vorübergehend in einem individuellen Körper materialisiert haben, um eine Weile auf der Erdebene funktionieren zu können. Es gibt um uns herum unendlich viele Wesen, die wir nicht sehen, da sie auf einer unterschiedlichen Wellenlänge schwingen.

Und nun noch ein letztes Wort zu unseren Märchen. In ihnen

tauchen hin und wieder auch Riesen und Drachen auf. Frage: Hat es sie jemals gegeben? Ja! Ob es auch einäugige Riesen (Polyphem) gegeben hat, ist nicht ganz sicher; aber die andern werden sogar in der Bibel erwähnt im ersten Buch Mose. Es gab sie tatsächlich.

Ich verweise hier auf das Buch »Darwins Irrtum« von Dr. Zillmer, ein Bestseller mittlerweile. Ähnliches gilt für die Drachen. Auch hier ist inzwischen festgestellt worden, dass Menschen und Drachen, d. h. Dinosaurier, tatsächlich zusammen auf der Erde gelebt haben und das vor ein paar Tausend Jahren. Bislang wurde stets gelehrt, die Dinosaurier seien vor 65 Millionen Jahren ausgestorben. Das ist falsch. So viel zum neuesten Stand der Märchenforschung.

Die Märchen in diesem Buch sind noch in der uns altbekannten und wohlvertrauten Art geschrieben, mit Ausnahme des letzten »Le Château Bien-aimé«, in dem ein neuer Weg versucht wird.

Der kleine Fisch

Vor langen Zeiten lebte einmal ein winzig kleines Fischlein zusammen mit seinen Geschwistern auf dem Grund des Sees. Es war so klein, weil es noch sehr jung war, und weil es noch so jung und unerfahren war, hielt es sich immer in ihrer Gesellschaft auf. Von Natur aus ein wenig ängstlich, fühlte es sich nur in ihrer Mitte sicher. Es tat stets genau das, was die andern auch taten, und wenn ihm seine Geschwister auch häufig die besten Happen, wie kleine Krebschen und andere Leckerbissen, vor der Nase wegschnappten, das Fischlein war 's zufrieden und beschwerte sich nie, sondern war froh, dass es mit ihnen schwimmen durfte. Es freute sich ganz einfach seines Lebens und seiner Jugend und wünschte sich nichts anderes. Das wäre wohl eine lange Zeit, ja immer so geblieben. Eines Tages trat jedoch ein besonderes Ereignis ein. Das kleine Fischchen hatte sich auf der Suche nach Nahrung von den Übrigen entfernt und nicht weiter auf sie geachtet. Dabei war es höher und höher im Wasser aufgestiegen, bis dorthin, wo es immer durchsichtiger wurde. Schließlich entdeckte das Fischchen einen hellen Punkt über sich, der es magisch anzog. Es wusste ja nicht, dass es die Sonne war, die durch das Wasser zu ihm hinabschien. Eine Weile äugte es aufmerksam zu der hellen Stelle empor. Dann erschrak es jedoch über seine eigene Kühnheit und machte sich schleunigst wieder auf die Suche nach den andern in der Tiefe und ruhte nicht eher, bis es sie endlich wieder gefunden hatte. Hinterher musste es noch lange über das Erlebte nachdenken. Weil es keine Antwort wusste, fragte es seine Geschwister. »Ein runder, heller Punkt, sagst du?«, meinten diese. »Was könnte das gewesen sein? Vielleicht ein Licht in einem Fischerboot«, sagte einer. »Ich habe mal davon reden gehört; aber hüte dich davor und bleibe lieber hier unten! Sonst wirst du noch

eines Tages in einem Netz gefangen und getötet. Wir haben schon hier unten am Grund Feinde genug. Da brauchst du dich nicht noch zusätzlich in Gefahr zu begeben.« Darauf schwammen sie fort. Das kleine Fischlein befriedigte diese Antwort nicht. Es fragte weiter. Unterwegs stieß es zufällig auf einen großen, langen Fisch und fragte ihn. ›Der ist schon alt und erfahren«, dachte es und weiß sicher mehr als meine Geschwister. »Komm näher!«, sagte der große Fisch freundlich und öffnete ein wenig sein Maul. »Ich höre schlecht und kann dich nicht gut verstehen.« Vorsichtig schwamm das kleine Fischlein näher; denn es hatte wohl bemerkt, dass seine Geschwister einen großen Bogen um den Fremden machten. Und richtig genug! Plötzlich öffnete der Fisch, es war ein Hecht, sein entsetzlich großes Maul und schoss auf das Fischlein zu, das ihm nur um Haaresbreite entkam. Seitdem war es vorsichtiger und hielt sich stets in gebührendem Abstand, wenn es jemanden fragte. Mit der Zeit wurde es jedoch ein wenig traurig; denn niemand konnte ihm eine erschöpfende Antwort geben. Die meisten verhielten sich höchst gleichgültig. Sie zuckten ganz einfach mit den Kiemen und schwammen weiter. »Wir haben genug damit zu tun, dass wir satt werden. Da können wir uns nicht auch noch mit solchem Firlefanz befassen«, sagten sie. Da ihm niemand helfen konnte oder wollte, beschloss das Fischlein, selber herauszufinden, was es mit dem seltsamen Licht für eine Bewandtnis hatte. Immer häufiger trennte es sich von den andern und schwamm nach oben bis dorthin, wo der Schleier zwischen ihm und dem Licht immer durchsichtiger wurde. Dabei fand es sehr bald heraus, dass es zwei Lichter gab. Eines war sehr hell. Wenn das helle langsam verschwand und es oben fast so dunkel wurde wie unten auf dem Grund, tauchte häufig ein anderes Licht auf, das jedoch sehr viel blasser war. Es waren die Sonne und der Mond. Aber das konnte das kleine Fischlein ja nicht wissen. Ein paar Mal erschrak es sogar, und es dauerte einige Zeit, bis es sich daran gewöhnte, dass das helle Licht manchmal

plötzlich verschwand, dann wieder auftauchte, um wieder zu verschwinden. Häufig war es sogar eine lange, lange Zeit überhaupt nicht zu sehen. Etwas anderes fand das Fischlein mit der Zeit auch noch heraus. Hier oben waren viele Dinge, die es tief unten auf dem Grund nicht gab. Da schwamm allerhand umher, das nicht nach unten sank, Holzstückchen und Blätter, losgerissene Pflanzen und schließlich auch Dinge, die sich bewegten. Eines Tages tauchte ein großer, langer, dunkler Schatten auf und glitt über es hinweg. Vorsichtshalber tauchte das Fischlein ein Stück nach unten. Vielleicht war dies das Boot, von dem eines seiner Geschwister erzählt hatte. Dann plötzlich platschte etwas ins Wasser und ruderte davon. Außerdem war das Wasser hier oben häufig viel unruhiger als unten. Es musste irgendetwas geben, das es bewegte. Aber was es war, konnte das Fischlein nicht herausfinden. Was es aber am meisten faszinierte und immer wieder in seinen Bann zog, war der helle Punkt, von dem alles Licht auszugehen schien. Was mochte das nur sein? Seine Sehnsucht und sein Drang nach ihm wurden immer größer, je älter es wurde. Und dann kam der Augenblick, an dem zum ersten Mal der Schleier zwischen ihm und dem Licht fortgezogen wurde und es direkt hineinschauen durfte. Diesen Augenblick würde es nie mehr vergessen.

Immer schon hatte sich das Fischlein gewünscht, ganz nahe bei dem Licht zu sein. Es hatte sich nur nicht getraut. Eines Tages jedoch, das Licht schien besonders hell und seine Strahlen funkelten und glitzerten im Wasser, vermochte der kleine Fisch sich nicht länger zurückzuhalten. Er raffte all seinen Mut zusammen, und mit einem kräftigen Schlag seiner Flossen streckte er zum ersten Mal den Kopf aus dem Wasser. Da geschah es! Der Schleier zwischen ihm und dem Licht war plötzlich fort, wie weggezogen. Die Fülle des Lichts blendete für einen Augenblick seine Augen, die so sehr an das Dunkel gewöhnt waren. Danach war es ihm, als befände er sich in einer unsagbar schönen Welt, so schön, wie er sie sich in

all seinen Träumen noch nie hatte vorstellen können. Über ihm wölbte sich eine unendliche, blaue Weite mit dem strahlenden Licht darin. Er erblickte schneeweiße Flöckchen sowie die Flocken des Wollgrases im Wasser über sich dahintreiben. In der Ferne sah er einen grünen Streifen, das Ufer, dort, wo die blaue Weite bis auf das Wasser herunterreichte. Auf einmal vernahm er den lauten Ruf eines Vogels in der Nähe. Um ihn besser hören und sehen zu können, streckte der kleine Fisch seinen Kopf noch höher aus dem Wasser. Aber ach! Plötzlich spürte er, es ging nicht weiter. So sehr er sich auch mühte, er fiel immer wieder zurück. Und noch etwas machte ihm zu schaffen. Er merkte sehr rasch, er bekam keine Luft mehr, sobald er den Kopf aus dem Wasser streckte. Nach ein paar vergeblichen Versuchen sank er schließlich keuchend ins Wasser zurück. Er war so nahe am Licht gewesen, und trotzdem wusste er jetzt, er würde es nie erreichen. Niemals würde er in die blaue Weite aufsteigen können. Für immer war er an das Wasser gebunden. Und doch zog es ihn fortan wieder und stärker nach oben zum Licht. Wenn er schon das Wasser nicht verlassen konnte, dann wollte er dem Licht wenigstens so nahe wie möglich sein. Diese Sehnsucht wurde zuletzt so stark, dass sie ihn beinahe das Leben gekostet hätte.

Als er wieder einmal den Kopf aus dem Wasser streckte, erspähte ihn ein Greifvogel, stieß auf ihn hinab und hätte ihn todsicher ergriffen, wenn ihn nicht eine Welle im letzten Augenblick fortgetragen hätte.

Weil es nun keine Hoffnung für ihn gab, wurde der kleine Fisch ganz mutlos, verzweifelt und traurig, bis er eines Morgens eine unerwartete und seltsame Begegnung hatte. Es war in der Nähe des Ufers; denn seitdem der kleine Fisch viel allein war, hielt er sich gern dort auf, weil er bei Gefahr rasch zwischen dem dichten Schilf Schutz finden konnte. Als er gerade um ein paar Schilfhalme bog, kam ihm jemand entgegen. Ein kleiner Krebs war es nicht, das sah

er sofort, auch kein Wasserfloh und auch sonst keines der Tiere, die er kannte. Wie es schien, bestand es nur aus einem kleinen, dicken Kopf und einem dünnen Schwänzchen, mit dem es hin und her paddelte. »Wer bist du? Und wohin willst du so eilig?«, fragte das Fischlein verwundert und hielt an. »Bitte, bitte, lieber Fisch! Tu mir nichts!«, flehte der kleine Kerl. »Ich möchte gern ins Schilf da hinter dir; denn ich fühle, dass sich etwas in mir zu verändern beginnt, dass ich bald aus dem Wasser heraus an Land kann, um dort zu leben.«

«Aber wie willst du denn aus dem Wasser herauskommen? Kannst du denn an Land atmen? Ich kann es nicht, ich würde sofort ersticken. Wie oft habe ich es versucht, und es geht nicht«, sagte der Fisch verwundert und traurig. »Und wie willst du an Land laufen? Du hast doch gar keine Füße?«

«Aber mir werden welche wachsen«, entgegnete der kleine Kerl. »Ich werde mich so verändern, dass ich an Land atmen und auch laufen kann. Aus mir wird nämlich ein Frosch, und Frösche kennst du doch. Aber jetzt lass' mich bitte vorbei! Glaube es mir, ich habe es eilig. Es ist etwas in mir, ich fühle es, dass mir sagt: Bald wirst du ein ganz neues Leben beginnen, ein Leben im Licht, in der Sonne.«

Das Fischlein sagte nichts mehr. Es ließ den kleinen Kerl passieren. Was es da eben gehört hatte, war so neu, so unerhört, dass der kleine Fisch es kaum glauben konnte. Da gab es also doch jemanden, der fest davon überzeugt war, eines Tages das Wasser zu verlassen und an Land gehen konnte, ohne zu ersticken und der außerdem fest daran glaubte, dass er Füße haben würde, um zu laufen. Dies gab ihm neue Hoffnung. Wie nun, wenn er eines Tages auch diesen Drang in sich verspürte, sich zu verändern, das Wasser zu verlassen, um dem Licht, der Sonne, den grünen Wiesen und Blumen, den Vögeln und all dem Schönen nahe sein zu dürfen? Von nun an wartete der Fisch sehnsüchtig, dass ihm Ähnliches widerfahren würde; aber nichts dergleichen geschah.

Wochen, Monate, ja ein ganzes Jahr vergingen. Das kleine Fischlein lebte immer noch im Wasser. Es sah auch nicht so aus, als ob sich dies jemals ändern würde. Allmählich wurde es völlig mutlos und verzweifelt, und eines Tages war es so weit, dass es bei sich dachte: ›Ach! Wenn doch nur der große Fisch von damals käme und fräße dich auf. Dann hätte all das Elend ein Ende‹. Aber nicht einmal der zeigte sich.

Fortan lebte der kleine Fisch wieder im Dunkeln und mied das Licht der Sonne, und nur des Nachts, wenn der bleiche Mond Wasser und Land notdürftig erhellte, traute er sich nach oben.

Als er sich eines Nachts wieder einmal umgeschaut hatte und gerade untertauchen wollte, erblickte er draußen im Schilf ein Schwanennest, auf dessen Rand eine kleine Seejungfrau saß. Sie lächelte ihm zu und winkte, damit er zu ihr komme. So schnell er konnte, versuchte der kleine Fisch zu ihr zu gelangen. Aber als er das Nest erreichte, war sie verschwunden. Trotzdem hielt er von nun an häufig Ausschau nach ihr, bis er in einer Vollmondnacht wieder Glück hatte. Vorsichtig näherte er sich der kleinen Seejungfrau von hinten, aus Angst, sie würde wieder vorzeitig verschwinden. Sie schien ihn jedoch längst bemerkt zu haben; denn als er nahe am Nest war, vernahm er plötzlich ihre leise Stimme: »Komm nur näher! Du brauchst dich nicht vor mir zu verstecken. Ich weiß, wer du bist. Andere haben mir von dir erzählt. Ich kenne deine große Sehnsucht nach dem Licht. Du möchtest so gern fort aus der Tiefe und dem Dunkel. Deine Schmerzen, deine Trauer und Verzweiflung sind mir nicht verborgen geblieben. Darum, weil du nie nachgelassen hast in deinem Streben nach einem schöneren und besseren Leben und weil du bereit bist, alles dafür hinzugeben, möchte ich dir helfen. Ich selber kann es zwar nicht, so gern ich dies täte. Aber fern von hier, dort wo der Fluss in den See mündet, und noch viel weiter ganz oben an seinem Ende zwischen den Hügeln, wo er als Bach aus der Erde quillt, dort wohnt jemand,